nes verschwiegen. Er fragte auf Umwegen Trissie, was sie von de Lignes hielte. Trissie sagte, sie habe sich nicht lange um die Leute gekümmert. Sie seien ihr spinnefeind, weil Julius damals nicht nach ihrem Geschmack gewesen sei. Schlechtes könne sie nicht sagen. Nur sei das Ehepaar etwas lächerlich. Er habe wohl einmal als junger Mensch kurze Zeit ein Gut besessen, habe das Gut dann aus irgendwelchen Gründen aufgegeben und seitdem sein ganzes Leben lang nichts getan. Die Frau sei eine ehemalige Hofdame einer anhaltischen Prinzessin, und beider Sehnsucht sei es bisher vergeblich gewesen, ihre Töchter an dem Berliner Hof vorzustellen. Sie wisse das zufällig von Bekannten. Die Töchter sollten übrigens hübsch sein.

„Auch wohlhabend?“ fragte Bernhard.

„Das glaube ich,“ sagte Trissie.

Bernhard war sich bald darüber klar, daß die Eltern de Ligne ihm durchaus nicht zusagten. Herr de Ligne steckte voll von gewagten Geschichten, mit deren Pointen er seine Frau und Töchter in Verlegenheit setzte; sie war verziert, eitel, ungebildet, hoffärtig. Um so mehr gefielen ihm die beiden Töchter, mit denen er schnell Kameradschaft schloß.

Merkwürdige Geschichte: Er hatte zuerst geglaubt, sie seien verwöhnte Damen der großen Welt, und sie seien zu ihm, dem armen Provinzvetter, nur aus vorübergehender Laune freundlich. Dann fiel ihm auf, als er einmal an einem Sonnabendnachmittag unangemeldet erschien, daß Fräulein Babette ein schlichtes abgetragenes Wollkleid trug. Sie empfing ihn allein: Papa sei unterwegs, und Mama sei leidend. Das Zimmer, in dem sie saßen, war schlecht aufgeräumt und voll kaltem Tabakrauch, eine Gardine am Fenster hatte ein großes Loch. Während sie mühsam sprachen, scholl aus dem Nebenzimmer Harmoniumspiel. Eine dünne Fistelstimme sang einen Choral. Es klang schrecklich. Bernhard lauschte. „Es ist Mama,“ sagte Fräulein Babette und ging hastig ins Nebenzimmer. Nun hörte der Gesang auf. Bernhard hörte erregtes flüsterndes Gespräch. Als Fräulein Babette wiederkam, erzählte sie, daß sie Volksschullehrerin sei. Sie habe aber fünf Stunden unterrichtet, und es wäre ihr lieb, wenn Bernhard sie zu einem Spaziergang begleiten wollte. Unterwegs erzählte sie unaufgefordert, daß ihre Schwester und sie zurückgezogen lebten und keinen Verkehr hätten.

„Ich habe gedacht, Sie seien jeden Abend auf großen Festen und hätten an jedem Finger zehn Prinzen als Bewerber.“

Fräulein Babette lächelte; es sei eine Eigentümlichkeit von Papa, das seinen Bekannten glauben zu machen.

„Nun, neulich sah ich Sie doch im Reitkleid!“

Ja, das sei am Sonntag. Am Sonntag müßten sie beide mit Papa ausreiten. Uebrigens reite sie schrecklich gern, sie habe bis zu ihrem vierzehnten Jahre ein Pony gehabt. Als Bernhard mehr wissen wollte, schwieg sie.

Dann sah er auch wieder Fräulein Nancy. Sie war jetzt blaß und sah leidend aus. Nebenan sang wieder Frau de Ligne zum Harmonium. Auch Fräulein Nancy schien heimlichen Kummer zu haben. Ihre grauen Augen standen groß und glänzend in ihrem feinen, weißen Gesicht und schienen weltentrückt und an Tränen gewöhnt. Babette war hübscher; sie war zart und zierlich wie eine Rokokofigur, sie trug das aschblonde, gewellte Haar in einem geraden Scheitel über der Stirn und hatte einen roten, feingezeichneten Mund. Bernhard verliebte sich in Babette; er machte kein Hehl daraus, und sie ließ sich seine Neigung mit einer leisen Schelmerei gefallen. — Abends gingen sie regelmäßig mit Herrn de Ligne — Frau de Ligne blieb stets zu Hause — in den Zirkus oder die Operette. Herr de Ligne nahm stets eine ganze Loge, und in den Pausen kamen fremde Herren, meist Offiziere, in

Bernhard kam diese Strapaze durchaus nicht überraschend. Er nahm sich vor, sich zu bessern, reiste nicht mehr nach Berlin und war vier Wochen lang angestrengt fleißig. Auch kam es ihm gar nicht ungelegen, daß er den Verkehr mit der Familie de Ligne wieder einschränken konnte. Er schrieb an Herrn de Ligne ganz offen, aus welchen Gründen er für eine Weile fernbleiben müßte; Babette antwortete. Zwischen ihm und ihr entstand eine lustige Korrespondenz, in der sie sich geliebter Vetter und geliebte Cousine nannten und nach und nach ungezählte Küsse schickten. Bald hatte auch Bernhard Babettens Bild auf seinem Schreibtisch.

Sie gefiel ihm wirklich. Sie war neunzehn Jahre und sehr hübsch, sie war klug, kapriziös, war auch, obwohl sie das leugnete, eine Dame der großen Welt; dann war sie vermögend und aus guter Familie. Bernhard war vorsichtig gewesen: er hatte sich in einem Bureau über die Verhältnisse der Familie erkundigt. Die Auskunft war glänzend. Ein halbes Jahr dauerte die Korrespondenz. Dann kam Weihnachten, und Bernhard hatte schon vor Monaten versprochen, das Weihnachtsfest bei de Lignes zu verleben. Er schwindelte Trissie, die ihn gleichfalls eingeladen hatte, vor, daß er sich den Fuß verrenkt habe, und fuhr zu de Lignes. In einer Droschke auf der Leipziger Straße begegnete ihm Julius Guttmann. Bernhard wandte das Gesicht zur Seite und hoffte, der Schwager habe ihn nicht gesehen. Unter dem brennenden Tannenbaum geschah dann das Unausbleibliche, daß er sich mit Babette verlobte.

Am ersten Feiertag nahm ihn Frau de Ligne beiseite. Sie hatte eine lange Liste, auf der die Namen von Prinzen, Grafen und Herzogen standen; sie las ihm diese Namen mit scheuer Ehrfurcht vor. Dort überall müsse er mit seiner jungen Braut Besuche machen. Ferner solle er sich so schnell wie möglich nach Berlin versetzen lassen. Denzin sei kein Ort, in dem man eine junge, hübsche Frau, die ihr Leben genießen wolle, heimführen könne. Ihr dritter Wunsch sei der geringste: Jeglicher Umgang mit Frau Trissie Guttmann müsse selbstverständlich unterbleiben. Bernhard würde das einsehen. Bernhard habe ja auch ohnehin, wie sie gemerkt habe, Gott sei Dank keine innere Beziehung zu seiner Schwester.

Ihm schlug das Herz zum Zerspringen, und er fühlte, wie ihm eine heiße Blutwelle ins Gesicht stieg. Die kleine Frau de Ligne betrachtete ihn ruhig mit einem kalten Blick. Sie war heute ungeschminkt und sah um zehn Jahre gealtert aus. Ein paar Sekunden peinlichen Schweigens vergingen. Da sah plötzlich Bernhard, wie sich der Vorhang der Tür zum Nebenzimmer geräuschlos um einen Spalt öffnete und plötzlich vor ihm in weißem Kleid Babette stand. Sie schaute mit einem hastigen Blick auf die Mutter, schüttelte dann, ihn ansehend, ganz unmerklich den Kopf, legte den Finger auf den Mund und war im Augenblick wieder verschwunden.

Bernhard atmete erlöst auf. „Wie Sie befehlen, meine gnädigste Frau!“

Als er dann gleich darauf mit Babette allein war, fiel sie ihm um den Hals und begann bitterlich zu weinen. Ihr zarter, schlanker Körper zitterte vor Erregung. Bernhard wollte sie ungelenk trösten und hob ihren Kopf empor.

„Ich kann es dir nur ins Ohr sagen,“ sagte sie und sah ihn flehend an. Ihr ganzes kleines Gesicht war überströmt von Tränen. Bernhard beugte den Kopf zu ihrem Munde. Sie schluchzte immer noch, und es dauerte lange, bis sie Worte fand: „Du mußt mir versprechen, mußt mir ganz heilig versprechen, daß du nie mit mir über Papa und Mama reden willst.“ Bald war sie wieder fröhlich. „Natürlich gehen wir zu Trissie,“ sagte sie ihm leise, „nur laß es Mama vorläufig nicht merken. Nicht wahr, du liebst doch deine Schwester?“

„Von ganzem Herzen,“ sagte Bernhard.

Sie hing sich an seinen Hals und wollte geküßt sein. Sie war zärtlich und schmiegsam, streichelte sein Gesicht mit scheuen Händen und suchte immer wieder angstvoll seinen Blick. „Ich liebe dich so sehr — ich habe dich schon geliebt, als ich dich zum erstenmal hier sah — du wirst gut zu mir sein — du wirst immer nur an mich denken — ich war bisher nicht so ganz glücklich, weißt du — oh, wie will ich dich lieb haben.“ Er sah ihr ernst in die Augen.

Am zweiten Feiertag nahm ihn Herr de Ligne beiseite. Das geschah nach dem Mittagessen. Das blasse Gesicht Herrn de Lignes war dunkelrot geworden, denn er hatte beim Essen schweren Wein getrunken. Nun lag er, tief zurückgelehnt, in einem roteledernen Sessel, eine Zigarre in der Hand, in angeregtester Laune da und betrachtete wohlgefällig seine ausgeschnittenen Lackschuhe und die schwarz und blau geringelten Seidenstrümpfe. Ein Diener schenkte ihnen zwei Gläser Kognak ein und servierte den Kaffee. Herr de Ligne begann mit einer erkünstelt frischen Stimme zu erzählen:

„Also, mein lieber Trostburg, wir wären ja so weit in allerschönster Ordnung. Hat mich wirklich gefreut, daß Sie Ernst gemacht haben. Unter uns Kavalieren im Vertrauen: Ich kann Ihnen gratulieren. Die Kaution stelle ich natürlich. Viel mehr aber kann ich augenblicklich nicht tun. Fragt sich, wie Sie sich nun rangieren wollen. Ist es indiskret, nach Ihren verehrten Schulden zu fragen?“

„Schulden habe ich nicht,“ sagte Bernhard kleinlaut.

„Scharmant, scharmant, das vereinfacht die Sache erheblich. Sie haben Vermögen?“

„Nicht der Rede wert.“

„Dachte ich mir. Mein guter Freund Eberhard verstand alles andere besser, als Schätze zu sammeln, die die Motten fressen. Ein paar tausend Mark neben der Zinsen des Kommißvermögens müssen Sie natürlich jährlich haben. Sagen wir so etwa noch fünftausend Mark extra. Die alte Dame in Alten-Wussow ist in Geldfragen etwas hartherzig, wie ich annehme. Wir müssen ihr einen Brief schreiben.“

Herr de Ligne hielt abwartend inne und sah seinen Schwiegersohn aus den Augenwinkeln an.

„Der Brief ist überflüssig, verehrtester Schwiegerpapa. Ich weiß, die Großtante gibt keinen Pfennig.“

Bernhard biß sich verlegen auf die Lippen. Herr de Ligne stützte den Kopf in die Hand und schien nachzudenken. Er bewegte eine Weile wie kauend die Lippen, ohne zu sprechen. „Dann wird Ihnen nichts übrig bleiben, als sich an die Bohlenschen Stiftungen zu wenden. Ihre Frau Mama war eine geborene Bohlen, da müssen Sie eben die Bohlens herausreißen.“

Bernhard sah ihn erstaunt an. „Von Bohlenschen Stiftungen habe ich bisher keine Ahnung gehabt.“

Nun lächelte Herr de Ligne gutmütig: „Kindchen, Sie sind naiv. Wovon sollten denn Ihr Papa und meine gute Cousine Melanie eigentlich gelebt haben? Der gute Eberhard, möchte ich wetten, hat von den Bohlens pro Jahr seine zehntausend und von den Trostburgs zusammengerechnet seine fünftausend mit Grazie verpulvert. Man muß eben Finanzgenie sein, Kindchen, und keine falsche Scham zeigen. Also setzen Sie sich man gleich hin, und ich werde Ihnen einen Brief an die Bohlens diktieren. Fein und diplomatisch, klug wie die Schlangen und sanft wie die Tauben wollen wir unsere Sätze drehen.“

Bernhard protestierte. Nein, nein, das könne er nicht. Er käme sich wie ein Hochstapler vor, wenn er einen solchen Brief schreiben würde.

Herr de Ligne sah ihn schweigend mit gutem Humor und leichtem Kopfschütteln an. „Sie werden sich's überlegen. Sie werden doch schreiben. Im Vertrauen gesagt, es gibt noch etwas Schlimmeres als Hochstapelei. Nämlich, eine Dummheit zu machen. Nun, sofort braucht ja nicht geheiratet zu werden. Erst müssen Sie sich versetzen lassen, dann heißt es, Wohnung suchen und Wohnung einrichten, den Trousseau beschaffen — na, Sie können sich ja denken, tausend Kleinigkeiten. Darüber kann ein gutes Vierteljahr hingehen. Bis dahin haben Sie sicher Rat geschafft. Sie können übrigens an Bohlen schreiben, daß Sie den Zuschuß aus den Stiftungen nur etwa zehn Jahre beanspruchten. Ich habe da noch irgendwo einen alten Erbonkel sitzen, der es nicht länger als zehn Jahre macht. Wenn wir den Guten erst mal mit Trauergesängen eingepflanzt haben, dann zehle ich den Zuschuß. Also das wäre in Ordnung.“ — Bernhard wagte nicht aufzusehen. — „Wegen Ihrer Versetzung will ich erst mal mit ein paar alten Freunden sprechen. Man hat so seine Verbindungen. Ich suche Ihnen schon ein gutes Regiment aus.“ —

Wieder, als er mit Babette allein war, fiel sie ihm mit Tränen um den Hals.

„Du weinst so viel. Du mußt mir sagen, was dich bedrückt. Ich möchte dir so gern dein Leid tragen helfen.“

Sie schüttelte schweigend den Kopf. „Es war nur so viel Schlimmes vorher. Ich weine jetzt wohl nur noch, weil ich so glücklich bin.“

Bernhard war eines aufgefallen. Als er vor Wochen zum letztenmal hier im Hause gewesen war, hatte im Salon auf einem kleinen Ebenholztisch ein kostbares Prunkstück gelegen, ein aus massivem Gold geschmiedeter Kürassierhelm, der mit kleinen Schrauben auf einem dunklen Marmorsockel befestigt war. Vorn an dem Sockel fehlten ein paar kleine Schrauben, und man konnte deutlich erkennen, daß dort früher ein Schildchen angebracht war, das man nun entfernt hatte. Dieses Prunkstück fehlte jetzt. Er fragte Babette danach. Sie redete schnell darüber hinweg.

Ferner hatte Herr de Ligne seiner Frau zu Weihnachten ein Oelgemälde geschenkt, das nach Herrn de Lignes Behauptung von der Hand eines großen Meisters stammte. Bernhard hatte so viel Blick für Bilder, daß er sofort die große Schönheit des Gemäldes erkannte. Es stellte die Opferung Isaaks dar; über einer flachlinigen Landschaft schwammen im grünlichblauen Himmel weiße Federwolken. Die beiden Figuren auf dem Bilde waren wie niederdeutsche Bauern gekleidet. „Der Schmarren ist unter Brüdern seine fünfzigtausend Mark wert,“ hatte Herr de Ligne zu ihm heimlich gesagt. Bernhard konnte sich nicht erklären, weshalb Herr de Ligne dies teure Bild gekauft hatte, denn weder er noch seine Frau hatten nach Bernhards fester Ueberzeugung Freude oder Verständnis an Bildern.

Einige Tage nachher wurde die Verlobung veröffentlicht. Zwei Zimmer standen voll Blumenkörbe, eine Menge Herrschaften mit klangvollen Namen hatten ihre Karten gesandt. Doch zur Gratulation erschienen nur ganz wenige. Auch das fiel Bernhard auf. Am zweiten Neujahrstage machte das Brautpaar Visiten, genau nach der Liste, die Frau de Ligne aufgestellt hatte. Sie wurden nirgends angenommen, doch war dies nicht überraschend, da sie ihre Karten durch einen Diener abgeben ließen. Babette saß blaß und angegriffen im Wagen, sie preßte seine Hand und sah gequält vor sich hin. Am Tage darauf ging Bernhards Urlaub zu Ende. Er hätte gern mit seiner Braut Trissie und seinen Schwager aufgesucht; er hatte sich jeden Tag vorgenommen, es zu tun. Auch Babette drang darauf. Doch Bernhard hatte ein schlechtes Gewissen. Von Denzin aus wollte er schreiben. Auch zu Kramsdorf, der ja jetzt in Berlin war, war er nicht hingegangen.

Die ersten Wochen in Denzin vergingen ihm wie im Traume. Seine Unruhe, das Bewußtsein der Unsicherheit seiner Verhältnisse, ging ganz in einem reinen Glücksrausch auf. Er saß auf seinem Zimmer und pinselte Liebesbriefe, er starrte verzückt auf das Bild seiner Braut, ließ sich von seinen Kameraden beneiden und gab sich ganz seiner Verliebtheit hin, in der besorgten Ueberlegung, daß für die ernsten Dinge noch später Zeit genug sei, und in der leisen Hoffnung, daß sich alles auch ohne sein Zutun arrangieren lassen werde. So vermied er auch in seinen Briefen an Babette jede Andeutung über bestimmte Zukunftspläne und war ganz froh, daß auch Babette ähnliche Andeutungen unterließ. Endlich schrieb er auch einen Brief an Trissie, schrieb nach seiner Meinung herzlich und ausführlich und versprach, bald sie mit seiner Braut aufzusuchen. Trissie antwortete mit einem kurzen Glückwunsche. Sie könne nicht verhehlen, schrieb sie, daß des Bruders fortgesetztes wunderliches Verhalten sie bekümmert habe; auch Kramsdorf wisse nicht, was er von ihm denken solle; doch möge er und Babette nur kommen.

Nach einigen Wochen kam eine kurze, etwas geschäftsmäßige Anfrage des Herrn de Ligne, ob Bernhard seine Versetzung in eine größere Garnison in die Wege geleitet habe; es wäre ihm nicht unlieb, wenn Bernhard sich nach Berlin versetzen ließe. Bernhard war sehr überrascht. Er antwortete höflich, daß er es nach eingehender Ueberlegung nicht zuletzt aus Sparsamkeitsrücksichten für das beste hielte, wenn er sein junges Heim für die ersten Jahre in Denzin aufschlagen würde; es gäbe hier gute Wohnungen, angenehme Gesellschaft und vielen Verkehr auf den Gütern, und er glaube auch im Sinne von Babette zu handeln, wenn er bäte, in Denzin bleiben zu dürfen. Diesen Brief sandte er mit großer Besorgnis ab. Noch mehr überrascht war er, als umgehend Herr de Ligne mit der gleichen geschäftsmäßigen Art antwortete, er könne die Absichten seines Schwiegersohnes nur durchaus billigen, wenn freilich er für seine Person es lieber gesehen hätte, daß Bernhard in einem Kavallerieregiment, und wenn nicht das, so doch in einer größeren Stadt, untergekommen wäre, Wünsche, für deren Erfüllung Bernhard ja die besten Aussichten gehabt hätte. Seine Frau und Tochter würden in nächster Zeit nach Denzin kommen, um eine Wohnung auszusuchen. Alles sei in schönster Ordnung. Daß die Verlobung seiner Tochter Nancy zurückgegangen sei, ein Umstand, den er als Vater nur mit größter Genugtuung begrüßen könnte, habe Bernhard ja wohl von Babette erfahren.

Bernhard fragte ganz vorsichtig bei seiner Braut an, weshalb Nancy zu diesem schweren Entschluß gekommen sei; er habe den neuen Schwager sehr geschätzt und könne Nancys Verhalten nicht verstehen. Doch Babette antwortete, sie möge über Nancy nicht sprechen; es seien traurige Dinge geschehen. [illegible] darüber früher [illegible] m Bernhard nicht zu betrüben. Davon, daß sie bald mit ihrer Mutter ihn in Denzin besuchen würde, schrieb sie kein Wort.

Bis Ostern flogen täglich die Liebesbriefe hin und her. Bernhard schrieb immer dasselbe, daß er glücklich sei, daß er fühle, wie sehr ihn ihre Liebe durchdringe, daß er glaube, ein besserer Mensch geworden zu sein, seit er sie liebe. — Das war auch seine ehrliche Meinung. Auch Babette schrieb immer das gleiche. Sie hatte hundert Kosennamen für ihn erfunden, sie schrieb, daß er der beste Mensch auf der Welt sei, daß sie jeden Morgen und jeden Abend für ihn bete. Es könne kein Mensch dankbarer sein als sie.

Zu Ostern kam er auf einige Tage nach Berlin. Beide hatten wochenlang vorher die Tage und schließlich gar die Stunden bis zu diesem Wiedersehen gezählt. Babette holte ihn allein vom Bahnhof ab. Die ganze, lange Fahrt in der dunklen Droschke saßen sie aneinander geschmiegt, Mund an Mund hangend, zitternd und bewegt.

Im de Ligneschen Hause fand Bernhard zunächst keine Veränderung vor; Herr de Ligne war verreist und wurde erst am nächsten Tage zurückerwartet, Nancy und er begrüßten sich mit einem Kuß, und Bernhard sah zum ersten Male, daß Nancy ihrer Schwester zum Verwechseln ähnlich sei. Frau de Ligne erzählte redselig von Hofklatsch und vornehmen Bekanntschaften, war wieder geschminkt und trug ein seidenes Kleid. Beim Abendessen hörte diese Redseligkeit plötzlich auf: ihr Blick wurde starr, auf den Backenknochen erschienen unter der Schminke kleine kreisrunde rote Flecken. Auch die Schwestern sprachen kaum. Nur ab und zu nickten beide Bernhard über den Tisch hinüber zu. Frau de Ligne bekam plötzlich einen Weinkrampf und ging schnell mit Nancy hinaus.

„Es sieht trüb bei uns aus, mein Geliebter,“ sagte Babette und reichte ihm die Hand über den Tisch. „Du mußt den Mut nicht verlieren. Hast du wohl bemerkt, daß Nancy und ich jetzt Freunde geworden sind?“

Bernhard nickte nur. Nach einer Weile sagte er unvermittelt: „Dein Vater wird uns gestatten müssen, daß wir sobald als möglich heiraten. Ich will nicht, daß du mir hier zugrunde gehst.“ Sie schwieg.

Herr de Ligne kam am andern Tag, forciert lustig, hohlwangig, und rieb nervös die Hände.

„Vater uns, lieber Trostburg, ohne Umschweife: könnten Sie sich nicht das Kompißvermögen v[illegible] Ihrem Herrn Schwager vorstrecken lassen? Ihr Herr Schwager ist, wie ich höre, ein schwerreicher Mann. Ich habe bedauerlicherweise schwere Verluste gehabt. Es wird mir schwer, augenblicklich die sechsundachtzigtausend Mark aufzubringen. Ich glaube zwar bestimmt, jeden Tag in eine bessere Lage zu kommen. Doch Sie wollen heiraten. Es muß Rat geschafft werden. Bitte, schreiben Sie an Ihren Schwager, ich verbürge mich selbstverständlich. Es kann sich höchstens nur um ein Jahr handeln Ihr Schwager wird Ihnen ja leicht den Wunsch erfüllen.“

Bernhard sah ihn verzweifelt an und versank in Brüten. Herr de Ligne ging rasch auf ein anderes Thema über: „Ich hoffe, Sie haben die Angelegenheit mit der Stiftung in Ordnung gebracht. Haben Sie lange Scherereien gehabt?“

Bernhard sagte mit gerunzelter Stirn: „Ich habe überhaupt noch nicht geschrieben.“

Herr de Ligne fuhr kampfbereit auf: „Sie wollen wohl auch nicht schreiben?“

„Ich weiß es wirklich noch nicht.“ Ihm war weh ums Herz. Er wollte sagen: Ich sehe ja, wie ihr alle euch quält. Du, deine Frau, Babette und Nancy. Ich liebe Babette so innig. Wenn sich einer von euch nur mir anvertrauen wollte. dann könnte ich doch euch helfen, euer Leid zu tragen. Denn ich gehöre doch zu euch. Doch er brachte kein Wort über die Lippen. Herr de Ligne hatte eine Weile abwartend vor dem Spiegel gestanden und an seiner Krawatte gezupft. Als Bernhard nichts sagte, schlich er sich aus dem Zimmer. „Ich muß mich zum Reiten umkleiden.“

Trissie war nicht zu Hause, als Bernhard mit seiner Braut in ihrer Wohnung erschien. Die Herrschaften seien auf einer kleinen Reise, sagte das Mädchen, das sie empfing.

Am Nachmittag fuhren beide an den Wannsee. Es war ein schöner heller Tag. Sie gingen quer durch eine kleine Fichtenwaldung, und setzten sich auf einer weißen Sanddüne nieder. Babette hatte die Ellenbogen auf die Knie und den Kopf auf die Hände gestützt und sah mit aufgerissenen Augen ins Weite. So schweigsam wie heute war sie noch nie gewesen.

„Wo ist eigentlich Nancy?“ fragte Bernhard. Er hatte sie seit dem Morgen nicht gesehen.

Babette drehte ihm langsam den Kopf zu und sah ihn gedankenverloren an: „Nancy? Nancy hat sich seit gestern abend wieder als barmherzige Schwester einkleiden lassen. Sie gehört zum Rittberg-Stift, weißt du“. Sie wandte wieder den Kopf und sah ins Weite.

Auf einem Stückchen grünen Waldboden blühten die Anemonen. In den Aesten der Kiefern schwangen sich zwitschernde Vögel. Unweit ihres Platzes zogen auf der Straße in langen Scharen Ausflügler vorbei. Die hellen Kleider junger Mädchen waren zwischen den Fichtenstämmen erkennbar. Bernhard brach los: Er könne nicht mehr an sich halten. Er würde verrückt, wenn das so weiter ginge. Alles sei ihm ein Rätsel: „Mama springt auf und bekommt einen Weinkrampf. Nancy wird über Nacht barmherzige Schwester. Papa sieht aus wie ein Sterbender. Irgend etwas ist bei euch nicht in Ordnung. Ich muß das endlich wissen. Du schleichst einher wie ein Schatten, du siehst aus, als seist du schwer krank. Auch du verbirgst mir etwas. Ich beschwöre dich, sage mir, was es ist. Ich bin als ein harmloser Mensch zu euch gekommen. Irgend etwas Schreckliches steht hinter euch, das ich nicht kenne. Ich fühle mich wie ein Mitschuldiger. Meine Nerven gehen kaputt. Ich könnte mich hier in den Sand werfen und zu schreien anfangen.“

Sie hatte sich von ihm abgewandt, er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Er sah nur, wie zuerst ihre Schultern und dann ihr ganzer Oberkörper zu zittern begann. „Sprich doch ein Wort, Babette!“

„Wenn du mich lieb hast,“ sagte sie tonlos, „so laß mich nur heute noch in Frieden. Du erfährst das Schreckliche schon früh genug. Papa ahnte wohl, daß du mich fragen würdest. Ich habe ihm noch heute früh versprechen müssen, dir wenigstens heute nichts zu sagen.“

„Also gut,“ antwortete Bernhard, „ich will nicht weiter fragen. Du weißt, ich stehe mit Trissie schlecht, doch es muß sich machen lassen. Ich werde an Trissie telegraphieren, daß sie sofort zurückkommt. Dann geht

Bis zur Abfahrt des Zuges waren noch zehn Minuten Zeit. Babette sah ihn schamhaft lächelnd an. In ihre Augen kehrte das lebendige Leben wieder zurück. „Ich möchte dich um etwas bitten, Bernhard, aber ich wage es nicht.“

Er streichelte ihre Hand: „So sag' es doch.“

Sie wartete ab, bis sie im Gehen in den Schatten dunkler Bäume gekommen waren. „Du mußt mich aber nicht verachten, Bernhard. Ich möchte . . . ich möchte so gern einmal mit dir lustig sein. Wir wollen nach Berlin fahren und uns irgendwo hinsetzen, wo Musik ist. Wie ein Bürgermädchen mit ihrem Schatz. Du mußt Sekt mit mir trinken. Ich habe früher Sekt so furchtbar gern getrunken. Wir wollen beide lustig sein, und den ganzen Abend lachen, und nicht nach der Uhr sehen. Wir setzen uns mitten zwischen die Leute, damit es keine Möglichkeit gibt, daß wir wieder traurig werden . . . das habe ich mir schon lange so gewünscht.“ Sie umschloß seine Hand so fest, daß ihm ihre Fingernägel ins Fleisch drangen.

„Herrlich“, sagte er, „wir tun nichts Unrechtes. Diese Tage waren zu schlimm. Ich schicke eine Depesche an deine Mutter, daß wir ins Theater gegangen sind.“

„Nein,“ sagte sie fast zornig, „die Eltern geht das nichts an. Du darfst nicht telegraphieren. Und nun komm.“ Sie stellte sich vor ihn und sah ihm ins Gesicht, ihre Augen waren voll Freude. „Du sollst wissen, daß ich dir gehöre.“

(Fortsetzung folgt).

Für die Küche.

Semmel-Panade mit Früchten. Drei Schrippen oder drei Eckensemmeln schneidet man in Scheiben, die man mit Nußbutter bestreicht, mit Salz bestreut und in heiße Milch einlegt, die man nach und nach schließlich auf Eis kalt werden läßt. Diese Semmelscheiben nimmt man nun heraus, legt sie in eine gebutterte Reifform abwechselnd mit abgezuckerten beliebigen Früchten ohne Steine, bedeckt die Speise mit Zucker, Butter und Zimt und bäckt sie im Ofen zu schöner gelber Farbe.

Geröstete Leber. Man häutet die Leber, schneidet sie in kleine Stückchen, macht 5 Unzen Palmin hellbraun, verrührt die Leberstückchen darin, dämpft zwei feingehackte Zwiebeln und fein gehackte Petersilie damit, stäubt einen Löffel Mehl darüber, gießt ein Quart Fleischbrühe, einige Löffel Essig daran, salzt und pfeffert das Ganze, läßt es unter fleißigem Rühren zweimal aufkochen und gibt die Leber dann sofort zu Tische.

Warmer Grießauflauf mit Fleischfüllung. 1½ Tasse voll gelber Maisgrieß und 1½ Tasse voll Weizengrieß werden mit etwas Wasser, Salz und Butter auf dem Feuer zu einem festen Teig abgebrannt. Zwei Eier und ¼ Quart saure Sahne werden hinzugerührt und mit einem Teelöffel voll Backpulver gut gemengt. Die Hälfte dieser Masse kommt in eine gut geschmierte Form, darüber eine Schicht fein gewiegter Bratenreste, etwas Bratensauce und eine fein geschnittene, gedünstete Zwiebel. Darüber kommt wieder eine Schicht Grieß. Die Masse bäckt bei guter Hitze in 2 bis 3 Stunden.

Gekochte Ente. Junge Enten pflegt man immer zu braten, doch liefert hin und wieder der Geflügelhof wohl auch ein älteres Exemplar, das sich besser zum Kochen eignet. Sie wird rein geputzt, gesengt, ausgenommen, gewaschen, abgetrocknet und mit Salz, einem Lorbeerblatt, einer zerschnittenen Meerrübe, etwas Sellerie, zwei Zwiebeln und einer Petersilienwurzel mit 1¾ bis 2 Quarts Wasser aufgesetzt und langsam weich gekocht. Am schmackhaftesten hierzu ist eine Meerrettigsauce. Der Meerrettig (eine halbe Stange) wird gerieben und, damit er nicht schwarz wird, mit etwas Milch angefeuchtet. Indessen dünstet man zwei Löffel Mehl in Butter gar, gießt von der Entenbrühe dazu, läßt es zusammen verkochen, fügt den Merrettig sowie Salz und Zucker hinzu und läßt die Sauce nur ein-

[illegible]

nommen, nach dem Erkalten von Haut und Gräten befreit und in kleine, möglichst gleichmäßige Stücke zerteilt. (Man soll den gekochten Fisch nicht mit Stahlmesser und Gabel behandeln, sondern bedient sich zum Zerlegen entweder eines Fischbestecks, oder eines silbernen Löffels, im Notfall zweier Holzlöffel.) Einen schönen Salzhering hat man mehrere Stunden gewässert oder in Milch gelegt und gewaschen, ausgenommen, von Haut und Gräten befreit und in Streifen geschnitten. Hecht- und Heringsstückchen werden gemischt; dazu fügt man ferner etwas in feine Streifen geschnittenes Fleisch (Reste), eine zerschnittene Neunauge, 1 bis 2 in Streifen geschnittene geschälte Salzgurken, wenn man will einige (eingemachte) Krebsschwänze, 1 Eßlöffel kleine eingemachte Perlzwiebeln und 1 Eßlöffel Kapern. Zur Sauce verrührt man 2 rohe Eidotter mit sehr wenig feinem Oel, Senf, etwas Salz, Weißwein, mildem Essig, ein wenig von der Brühe, in der der Hecht gekocht und die durch ein Sieb gegossen wurde, und Zucker. Man rührt diese Sauce am besten in einem Topf, den man in eine Kasserolle mit siedendem Wasser über gelindes Feuer gestellt hat, bis sie dicklich ist, damit sie die Salatbestandteile schön umgibt und nicht davon heruntertropft. Die Sauce wird heiß über den Salat gegossen und vorsichtig alles vermischt. Dann muß er ein paar Stunden durchziehen und wird kalt aufgetragen. Man kann der Sauce auch etwas Zitronensaft hinzufügen oder auch statt des Essigs, dessen Genuß manchen Leuten verboten ist, Zitronensaft verwenden.